

Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24
XVI. Jahrgang
1926

Bern
12. Juni
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Jetzt rede du!

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Du warst mir ein täglich Wanderziel,
Viellieber Wald in dumpfen Jugendtagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertrau'n, so manchen Schmerz zu klagen.

Und wieder such' ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen —
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag' und Jubel. Ich will lauschen.

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

24

Ueber alle Bedenken und Hindernisse hinweg wurde ausgemacht, daß man so schnell als möglich ein eigenes Heim gründen wolle, ausgestattet mit allen Vorzügen der Legitimität und Wohlhabenheit. Emmi war für das rechte Ufer des Zürichsees, weil dort die rauchenden Schöte noch nicht so hoch und zahlreich zum Himmel ragten. Martin dagegen meinte, ob man „fürs erste“ vielleicht mit einer Wohnung in der Stadt vorliebnehmen sollte? Aber dafür war sie durchaus nicht zu haben, sondern protestierte so entschieden, daß er ohne weiteres nachgab und sich bereit erklärte, ihre künftige Wahl blindlings gutzuheißen. Dann würde man weite Reisen machen — übers Meer... nach Japan und Indien... die ganze Jugendzeit hindurch... bis ans Ende der Welt! meinte Emmi begeistert. Im Tempo und der Vermessenheit des Pläneschmiedens war sie Martin weit voraus; ihr genügte als Grundlage der hinterlassene Reichtum des Vaters, dessen Erbin sie war.

Sie saßen ganz allein im Speisesaal und schmausten nach Herzenslust, erst Forellen in Butter, dann Rebhühner mit Champagnerfrucht. Einmal erhob er sein Spiegglas bis zu den Augen und blickte sie über den Rand hinweg wehmütig fragend an.

„Was aber... wenn jetzt ein Herrensohn vom Talader um deine Hand anhielte, hm? Das wäre doch leicht möglich. Dann kämst du unter feine Leute und könntest ganz andere Saiten aufziehen. Was meinst du?“

Emmi wurde über und über rot, weil sie nicht gleich die schicklichen Worte fand für die Entgegnung, die ihr im Sinne lag. Denn trotz seinem Lächeln spürte sie wohl, wie die Frage sein ganzes Herz umspannte. Zuerst mußte sie einige Atemzüge des reinen Glücks genießen, so tief und heiß begehrt zu sein.

Er forschte indessen begierig weiter und ließ sich keine ihrer Bewegungen entgehen.

„Willst du leugnen, daß die Versuchung groß wäre... vielleicht zu groß für deine eitle Seele? Ich glaube, mit mir könntest du schnell fertig werden!“

Es war Martin ganz eigen wohl dabei, weil sie sich ihm nun nicht einfach statt aller Antwort an den Hals werfen konnte. Als sie jedoch auffallend ernst und bleich wurde, tat ihm der Ausfall leid. Bestürzt langte er nach ihrer Hand.

Allein Emmi sah ihn unter dem breiten Rand des Sutes hervor mit schmerzlichem Lächeln an. In ihrem schmalen Gesicht drückte sich in diesem Moment eine feine Ueberlegenheit aus. Ohne jede falsche Scham, gleich einem gereiften Weibe sprach sie mit mildem Vorwurf die wunderbarlichsten Worte:

„Ich bekomme doch ein Kind von dir? Hast du daran nicht gedacht?“

Und da sie sein heftiges Erschrecken wahrnahm, überkam sie ein nie geahnter, wonniger Stolz.

Martin war aufgestanden. Sein Herz drängte stürmisch, sich an das ihre zu schmiegen.

Schweigend stiegen sie die Treppen hinauf in die Geborgenheit ihrer vier Wände.

„Erst jetzt fühl' ich mich so recht als deine Braut!“ gestand sie dann unter Tränen der Freude, die wie ein himmlisches Geleucht unter den Wimpern hervorblitzten. Und ihre Hingebung übertraf die schönsten Stunden des Glücks, die mit wechselnden Begleitererscheinungen ihr Gedächtnis brüderlich ausfüllten.

Von Martins Gemütszustand ahnte sie nichts. Das Beben seiner Hände, als er die Riemen ihrer Schuhe löste,

— das Feuer der Lippen, der wilde, schmerzende Drang seiner Umarmung schienen ihr die echte, volltönende Sprache der Liebeslust, — einzig und allein in ihren Reizen begründet zu sein.

An seinem ruhelosen Herzen schlief sie selig ein, während er langsam aus der Betäubung erwachte und den schweren Kampf begann mit den Vorposten der dunkeln Gefahr, die seiner wartete.

So lagen sie beieinander wie ein lebendes Märchen vom ewigen Leichtsinne der Jugend.

Zehntes Kapitel.

Seit dem Begräbnis des Spekulantens Ulrich Maag mochte die ehemals so gemütliche Weinstube zur „Goldenen Sichel“ ein unge störter Aufenthalt für Ratten und Mäuse geworden sein. Das Haus stand von unten bis oben mit geschlossenen Läden da; keine Seele ging mehr aus und ein, und allenthalben wunderten sich die Leute über dieses törichte Versiegenlassen einer sicheren Geldquelle. Man wußte in der ganzen Umgebung weiter nichts, als daß die Witwe Maag ein Landhaus außerhalb der Stadt bezogen hatte.

„So sind die Reichen“, räsionierte der Nachbar Bäcker vor dem Schneidermeister Tausig, der sich rühmte, den Spekulantens seit zwanzig Jahren gekleidet zu haben. „Eher vergraben und vermauern sie ihre Sach', eh' sie auch einen andern ein Höpplein verdienen lassen. Ist da noch Ver nunft dabei? Hätt' unsrerer nicht gern sein bißchen Vermögen in die Wirtschaft gesteckt?“

Aber der Schneider setzte eine besserwissende Miene auf und meinte, indem er ein Stäubchen von der gebügelten Hose blies, die ihm überm Arm hing, — zuerst mit aller Vorsicht:

„Man soll ja sein Maul in acht nehmen und nicht alles nachschwätzen. Aber... was man so hört, hat der alte Maag noch lang' nicht ans Sterben gedacht!“ Da der andere hiergegen keinen Einspruch erhob, geriet der Schmalhans vollends in Hike. „Nein“, rief er mit drohendem Blick, „bewahre, der hat nicht freiwillig ins Gras gebissen! Das macht mir keiner weis.“

Der Bäcker blinzelte in die herblich umwölkte Mittagssonne und versetzte scheinbar uninteressiert, es werde ja seines Wissens nur von Fahrlässigkeit gesprochen. Der Schneider hingegen deutete durch eine unbeschreiblich sinnreiche Handbewegung an, daß er mit dieser Schwarte nicht zu fangen sei.

„Die ausgebrannte Lampe... und die geschlossene Ofenklappe?... holla, — das ist kein zufälliges Zusammentreffen. Ich glaub's einmal nicht! Und mit Verlaub: wie kommt es, daß justament am Tag vorher die Tochter mit dem jungen Dingsda durchgebrannt ist? Was soll man davon halten, hä?“

Der andere vergnügte sich, Del ins Feuer zu gießen.

„Die Witib“, meinte er schmunzelnd, „wird wohl auch nicht lang' ledig bleiben! Wenigstens an der sauberen Auswahl fehlt's ihr gewiß nicht. 'n prächtiges Weibsstück — man mag sagen, was man will — und dazu 'n ganzes Fuder Banknoten: das ist nicht bitter, was?“

So ging die Rede hin und her, bis der gefoppte Schneider die ganze Ladung seines Argwohns auf einmal verschob.

„Auf die Seite geschafft haben sie den Alten, sag' ich. Das ist der wahre Jakob. Fragen Sie die Magd, wie die Sichelwirtin ausgesehen habe am Tag der Untersuchung. Von einer Ohnmacht in die andere soll sie gefallen sein. Ja, wegen was denn? Die ganze Stadt weiß doch, wie die beiden mitammen gelebt haben. Was braucht's da noch große Beweise? Aber so sind unsere Richter! Hätt's ein armer Schlucker gemacht — der wär' nicht so unbescheitelt davongekommen.“

Der Bäcker hatte genug gehört. Indem er die Hand zuerst auf den Mund legte und dann warnend den Zeigefinger erhob, trat er in seinen Laden. Auch der Schneider war schon im Begriff, seiner Wege zu gehen, als er eine Droschke wahrte, die vor der Haustür der „Goldenen Sichel“ halt machte. Im nächsten Moment zog er respektvoll den Hut vor der schwarzgekleideten, verschleierten Witwe Maag, die, ohne sich umzusehen, die paar Schritte übers Trottoir hinhüpfte und im Hausflur verschwand. Nach einer Weile wurde oben ein Fensterladen aufgestoßen. Da nun weiter nichts zu erhaschen war, keine Revolvergeschüsse und Schreie ertönten, das Haus auch sonst in seinen Fugen verharrte, machte sich der ahnungsvolle Beobachter enttäuscht davon.

Frau Klara war auf ein Telegramm, das der Tochter Ankunft meldete, an diesen Ort des Grauens zurückgekehrt, wo Emmi sie suchen mußte. Nun harrete sie am offenen Fenster ungeduldig des Augenblicks, den sie schon wochenlang in unsäglichem Schmerzen herbeigesehnt hatte.

Die Wohnung war ausgeräumt, nur einige wertlose Möbel — alte Stühle und Tische — standen noch in der Stube. —

Kurz nach Frau Klaras Eintreffen fuhr in der Tat ein zweiter Wagen vor. Mit hochklopfender Brust verfolgte die Verschleierte die Anfahrt.

Martin Link kam zuerst zum Vorschein. Er öffnete den Schlag und blickte eine Weile erstaunt auf die geschlossene Fensterfront. Dann bemerkte er die eine Öffnung, wohl auch die Umrisse von Klaras Gestalt, worauf er schnell aus dem Wagen sprang. Emmi folgte nach, auf Martins Arm gestützt, — erschöpft, niedergeschlagenen Blicks, wie eine Schwerekrankte. Sie hatte das nämliche graue Reisekleid an, in dem sie vor Monaten von der Pension nach Hause gekommen war.

„Mut... Mut...“ flüsterte ihr der Geliebte zu, obwohl es ihm innerlich selbst gebrach an dieser Eigenschaft.

An der Wohnungstreppe konnte sie nicht weiter. Ganz geknickt lehnte sie sich an die Wand, und Martin merkte, daß eine Ohnmacht bevorstand.

Als dann über ihm die Sichelwirtin erschien, fühlte auch er alle Kraft aus den Knien entweichen. Nur der Aufschrei, mit dem die Mutter ihr Kind in die Arme schloß, brachte ihn wieder zur Besinnung und zu Kräften.

Lange hielten sich die zwei Frauen umschlungen. Emmi schluchzte zum Herzerbrechen, aber auch die Mutter ließ dem aufgespeicherten Schmerz eine Weile freien Lauf.

„Mein einziges Liebes... du —“ hörte Martin leise, erschütternde Worte. Ihm war zumute, als müßte er auf der Stelle verenden. Unwillkürlich war er schnell einige Schritte zurückgetreten, und dann gebot ihm ein zartes Gefühl, sich totenstill zu verhalten, damit die beiden nicht un-

zeitig an seine Anwesenheit gemahnt würden. Obgleich das elementare Sichwiederfinden der beiden Seelen auf eine Sekunde auch der feinsten schmerzhaft wohlthat, weil er nicht darauf gefaßt war, beherrschte ihn doch gleich wieder die lähmende Angst vor dem ersten Blick, mit dem sich die einstige Herrin und Freundin nun bald ihm zuwenden mußte. Oh, einen Blick in ihr Innerstes tun zu können!

Frau Alara löste sich zuerst aus der Umarmung, ließ den Schleier wieder sinken und sagte nach einem schweren Aufatmen in mild befehlendem Ton zu ihrer Tochter:

„Du fährst jetzt am besten gleich voraus in unser neues Haus. Villa Seeburg. Mein Kutscher weiß Bescheid. Ich komme bald nach.“ Damit faßte sie Emmi beim Arm und rauschte mit ihr an Martin vorbei, der sich an die Wand drückte, um die zwei vorbeizulassen.

Emmi hatte jedoch seinen flehenden Blick aufgefangen. Als sei nichts natürlicher wie das, machte sie sich von der Mutter los und schlang vertraut ihre Arme um den Geliebten.

„Fürchte nichts! Ich laß' nicht von dir!“ sagte sie mit unschuldigem Mut, die geröteten Augen voller Liebe und Dankbarkeit zu ihm aufschlagend. Dann eilte sie an der bestürzten Mutter vorbei zum Tor hinaus.

Martin hörte den Schlag ins Schloß fallen und wie sich der Wagen in Bewegung setzte. Er empfand ein Weh, wie wenn sein Herz an den Rädern mitgeschleift würde. Dann blickte er in den gräßlichsten Schlund, und die Zuckungen seiner Nerven schossen als züngelnde Flammen aus der Tiefe. Einmal wieder war es ihm, als sei er in unaufhaltbarem Sinken begriffen, und seine Hilferufe verhallten ungehört. Mit größerer Gewalt denn je zuvor drang ihn all das Ungeheuerliche von Begebenheiten der letzten Monde, Tage und Stunden. Aber mitten drin leuchteten wieder — als stille grüne Inseln — Bilder aus seiner Kindheit... Sommernachmittage am Waldrand... Ein barfüßiger blondblondiger Knabe flog mit Trommelbüchse und Fänger über die blumigen Heiden... den bunten Sonnengauklern nach... sprang und sang in den Wald hinein... ersann seltsame Geschichten, davor ihm selber bangte, bis ihm das unheimliche Echo... die geheimnisvoll summanden Stämme das Herz so beengten, daß er mit Schauern entfloß... ins weite, offene Feld hinaus, wo die Schauer zerftoben im Sonnenschein. (Schluß folgt.)

Sinnspruch.

Ein guter Ruf ist wie ein stattlich Haus;
Das baut sich, Stein um Stein, allmählich aus.
Doch mit gewissenloser Hand
Im Nu steckt es ein Lump in Brand.

H. Leuthold.



Neues Gymnasium (Südansicht).

Das neue Gymnasium in Bern.

Auf Jahrzehnte zurück reicht die Entstehungsgeschichte des neuen Gebäudes drüben auf dem Kirchhof. Sie ist für das Städtische Gymnasium eine Leidensgeschichte. Von steter Raumnot verfolgt, mußte die immer mehr sich vergrößernde Schulanstalt ihre neuen Klassen in alte, von andern Schulen verlassene Räume und in Privathäusern unterbringen; zuletzt mußte sie Wanderklassen bilden, die die zufällig freien Zimmer des alten Gebäudes an der Waisenhausgasse zu benützen hatten. Diese Notlage war für Schüler und Lehrer nur unter dem Zwange der Zeitnotwendigkeiten ertragbar. Die Gemeinde Bern ist unbestreitbar schulfreundlich; sie hat in der Kriegs- und Nachkriegszeit fünf große Schulhäuser gebaut mit einem Kostenaufwand von 9½ Millionen Franken, und zwar das Weissenstein-Primarschulhaus, die beiden Sekundarschulhäuser an der Schothalde und auf dem Hopfgut und das in Bümpliz und nun das neue Gymnasium; dazu kommen noch Turnhallen und Turnplätze und neuestens die Erweiterungsbauten der Badeanstalt im Marzili. Das neue Gymnasium mit seinen 3,9 Millionen Erstellungskosten war die größte Kraftanstrengung der Gemeinde und brauchte darum auch am meisten Zeit zu seiner Verwirklichung. Nun steht es als wohl gelungenes fertiges Werk da, eine Zierde der Stadt und der Stolz ihrer opferbereiten Bevölkerung.

Die Einweihung.

Nach zweieinhalbjähriger Bauzeit konnte das neue Gymnasium anfangs Mai durch die drei Schulabteilungen, die Literar-, die Real- und die Handelsschule, bezogen werden; die Eröffnungsfeier war auf Samstag, den 5. Juni, festgesetzt. Es war ein richtiger Berner Festtag mit dem obligaten strahlenden Himmel. In Scharen strömten am Vormittag die geladenen Gäste, die Eltern und Schüler zum Uebergabeakt auf den Vorplatz des Schulgebäudes. Die Berner Liedertafel eröffnete mit einem Liedervortrag stimmungsvoll die Feier. Dann folgten die Ansprachen: Herr Architekt Widmer übergab den Bau im Namen der ausführenden Architekturfirma Widmer & Daxelhofer, die Herren Baudirektor Blafer und Schuldirektor Raaslaub übernahmen ihn für die Gemeinde Bern und Oberrichter Dr. Wäber, Präsident der Schulkommission des Städtischen Gymnasiums, für die Schulanstalt. Zwei frische Vaterlands-